

Joachim Schulz-Marzin

Der Große Kurfürst kam nie bis Dinslaken

Zum 400. Geburtstag von Friedrich Wilhelm von Brandenburg

Dinslaken hat er nie besucht. Im Gegensatz zu anderen Orten am Niederrhein. Friedrich Wilhelm von Brandenburg (*16. Februar 1620 in Cölln; †9. Mai 1688 in Potsdam) sandte am 12. September 1667, siebenundzwanzig Jahre nach seinem Regierungsantritt, zwei „Ambtzcammerrähte“¹ nach Dinslaken. Stellvertretend für ihn, dem Markgrafen von Brandenburg, Erzkämmerer und Kurfürsten des Heiligen Römischen Reiches, Herzog in Preußen, zu Pommern, Kleve und Magdeburg sowie Fürst in Minden und Halberstadt nahmen die Räte die Huldigung der Stadt entgegen. Dass der Kurfürst - den Beinamen *Großer Kurfürst* erhielt er erst 1675 nach der Schlacht von Fehrbellin - nicht persönlich vor Ort erschien, lag am Tod seiner geliebten Gemahlin kurz zuvor. Wegen des Trauerfalls empfing auch der Dinslakener Magistrat die Gesandten des Fürsten „*in schwartzen Mantell*“²

Über die verstorbene, erste Frau des Kurfürsten, Luise (auch Louise) Henriette von Oranien-Nassau (*7. Dezember 1627 in Den Haag; †18. Juni 1667 in Cölln), und ihre Ehe mit Friedrich Wilhelm heißt es, sie sei eine Frau gewesen „*von innerer Frömmigkeit, wahrer Herzensgüte, echt weiblicher Sanftmut und scharfem Verstande*“. Ihr Rat war „*dem Kurfürsten ... unentbehrlich in allen Regierungsangelegenheiten. „Die überaus glückliche Ehe des kurfürstlichen Paares wurde ein Vorbild für das ganze Land.*“³

Luise Henriette war es, die sich mit großen Engagement für die Aussöhnung mit Polen einsetzte. Damit beeinflusste sie den Koalitionswechsel Brandenburgs im Kleinen Nordischen Krieg (1655-1660/61) zugunsten Polens, das im Gegenzug dem Brandenburger die Souveränität im Herzogtum Preußen zuerkannte. Der Erwerb Preußens hat sich allerdings erst unter den Nachfolgern Friedrich Wilhelms ausgezahlt.

Wie gegen Polen setzte sich der Kurfürst in langen, blutigen Auseinandersetzungen mit Schweden auseinander. Entgegen des für Friedrich Wilhelm siegreichen Verlaufs im Schwedisch-Brandenburgischen Krieg (1674-1679) bestimmte der Frieden von Saint-Germain, dass sich Brandenburg aus allen besetzten schwedischen Gebieten in Pommern, Holstein und Schleswig zurückziehen sollte. Andererseits wurde die Souveränität des Kurfürsten über das Herzogtum Preußen endgültig anerkannt und die mit den Schweden verbündeten Franzosen mussten die besetzten Provinzen Kleve und die Grafschaft Mark räumen. Aber das Ziel, Vorpommern einschließlich der wichtigen Odermündung zu gewinnen, erreichte der Kurfürst nicht. Dagegen gewann mit ihm das bisher wenig bedeutende Brandenburg-Preußen durch seine militärischen Siege über die als unbesiegbar geltenden schwedischen Truppen erheblich an Reputation und erwies sich in der Zukunft als ein militärischer und politischer Machtfaktor.

Die Gebiete im Osten beanspruchten die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms, sodass für den Westen und Dinslaken weniger Zeit blieb. Dabei waren ihm die Niederlande und der Niederrhein bestens vertraut. Mit vierzehn wurde er in die niederländische Republik geschickt, wo er die nächsten vier Jahre verbrachte. An der Universität Leiden wurde Friedrich Wilhelm in Rechtswissenschaft, Geschichte und Politik unterwiesen. Außerhalb des Klassenzimmers erlebte er ein Land, das er als kulturell und materiell überlegen und als nachahmenswert erkannte.

Während seiner Herrschaft wollte er Brandenburg-Preußen nach dem Vorbild der Niederlande umgestalten: Er übernahm für sein Heer Moritz von Oraniens Exerzierbuch; er kämpfte ausdauernd um Pommern, weil er für Brandenburg eine Landverbindung zur Ostsee schaffen wollte, um den Handel anzukurbeln und um Reichtum und Macht wie die Niederlande zu erlangen. Friedrich Wilhelm vergab Aufträge an niederländische Maler und kaufte deren Werke. Bis heute gehört die holländische Abteilung der Berliner Gemäldegalerie zu den besten Sammlungen überhaupt und bietet einen hervorragenden Überblick über diese Kunstpoche.⁴

Als er nach dem Tod des Vaters, Georg Wilhelm (*1595 – †1640), die Herrschaft antrat, hielt sich der jugendliche Kurfürst anfangs in Kleve auf, wo er die Schwanenburg durch den

niederländischen Architekten Pieter Post dem Zeitgeschmack entsprechend in ein Schloss im Barockstil umbauen ließ. Bis heute hat die Anlage dieses Erscheinungsbild bewahrt.

Unter der Regie seines Statthalters Johann Moritz von Nassau-Siegen (*1604 in Dillenburg; †1679 in Berg und Tal) entwickelte sich Kleve zu einer Garten- und Parkstadt von europäischem Rang. Sie wiederum diente dem Kurfürsten als Vorbild für die Gartenanlagen seines Potsdamer Stadtschlusses. Und Kleve wurde neben Berlin und Königsberg dritte brandenburgische Residenzstadt.

In jedem seiner acht getrennten Herrschaften, nur verbunden durch Personalunion, traf Friedrich Wilhelm auf innere Widerstände und Einschränkungen seiner landesherrlichen Macht. Die Inhaber der Provinzgewalt, die Stände, besonders die in Kleve, bereiteten Friedrich Wilhelm erhebliche Schwierigkeiten. Die Stände bestanden nachdrücklich auf ihre Rechte in Fragen der Außenpolitik und bei Einführung neuer Steuern. Sie beanspruchten das sogenannte Indigenatsrecht, d. h. lokale Beamte zu ernennen, und die Kontrolle der Streitkräfte auf Provinzebene. Das Verhältnis zwischen dem Kurfürsten und den Ständen wurde vor allem durch die Undurchsichtigkeit der Außenpolitik mit ihren raschen Bündniswechslern belastet. Die Klever Stände äußerten sich 1657 bestürzt darüber, in einen Krieg gegen Polen hineingezogen zu werden.

Die „Botmäßigkeit der Stände“⁵ erzwang der Kurfürst 1660/61 durch zwei Landtagsrezesse. Diese beschränkten das ständische Steuerbewilligungsrecht. Zudem mussten die Stände die Existenz des stehenden Heeres akzeptieren und Verhandlungen mit auswärtigen Mächten wurde ihnen untersagt. Im Gegenzug garantierte ihnen Friedrich Wilhelm das Indigenat und das Selbstversammlungsrecht. Doch mit diesen Rezessen „sahen sich die kleve-märkischen Stände ... politisch entmachtet.“⁶

Dem Kurfürsten ging es nicht um die völlige Abschaffung der ständischen Privilegien, jedoch sollten sich die Stände als Teil eines Ganzen sehen. „Das Normgefüge, das den Fürsten mit dem Landadel verband, wurde strapaziert, aber nicht zerschlagen. Friedrich Wilhelm hatte nicht die Absicht seinen Staat ... in ein einheitliches, zentralisiertes Gemeinwesen umzuwandeln.“⁷ Vonnöten wäre eine feste Verbindung der getrennten Gebiete, die vom Rhein bis an die Memel reichten. „Denn ohne Gesamtstaat fehlte die äußere Macht für eine expansive Arrondierungspolitik; und ohne erfolgreiche Arrondierung fehlte die innere Macht für eine Zählung der auseinanderstrebenden Sonderinteressen.“⁸ Diese Aufgabe hat Friedrich Wilhelm in seiner fast fünfzigjährigen Herrschaft nicht bewältigt.

Den Weg von Kleve nach Dinslaken hat Friedrich Wilhelm wohl nie genommen. Er hätte allen Grund gehabt. Nach dem Ausgleich mit den Wittelsbachern 1666 über die Aufteilung des ehemaligen Herzogtums Kleve, Jülich, Berg und Mark gehörten die Mark und Kleve – somit auch Dinslaken - zu Brandenburg. In Kleve musste der Kurfürst Widerstände und Ablehnung erst überwinden, denn hier wurde er „immer noch als ein ausländischer Eindringling“⁹ betrachtet. Um dies zu überbrücken, dienten die Huldigungsfeierlichkeiten am 12. und 13. „septembris dieses 1667. Jahrs“¹⁰ in Dinslaken.

Der Kurfürst hatte zwei „Ambtzcamerräthe benänt, der Herr zu Gatrop und Herr Haasz“, die Huldigung der Stadt entgegen zu nehmen. Die beiden Räte empfing die „gantze Bürgerschaft in zwey Compagnien alt- undt Newerstadt, sodan zwey Compagnien junger Gesellen mit Gewehr.“ Der Magistrat „mit schwartzen mantell“ wegen des Todes „Sr. Churf. Dhltt. Gemahlinnen“ erwartete die Gesandten „an den eußerste unßer Stadt Fidtpahlen nemblich ahn den Hegschen Baum“.

Am „folgenden Tags den 13. Septembris“ fand vor „alle bürgere undt gantzen Ambtzunterthanen“ „auff die underste platz des castels“ in einem extra zu diesem Anlass erbauten „Theatrum mit schwartz Lacken behangen“ die „huldigungh“ statt. Die „großen Klocken“ läuteten solange, bis die „Commissarii“ das Theatrum bestiegen. Herr von Gartrop sprach ein Gebet und nahm den „Aidt“ ab. „Burgermeister Hermannen Nünnickhaven“ übergab den Räten eine schriftliche Bestätigung und vertragliche Verpflichtung. „Darauff“ spendierten

die Räte „nahmens Sr. Churf. Dht.“ der „Burgerschafft zu Gedechtnuß solcher frölicher Zeit acht Tonnen Bier“.¹¹ Zweiundzwanzig Jahre später bestätigte Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg (*1657 - †1713) der Stadt Dinslaken erneut alle Privilegien und Rechte.¹²

Als Friedrich Wilhelm 1640 an die Macht kam, war er geprägt vom calvinistischen Glauben, den 1613 sein Großvater Johann Sigismund (*1572 - † 1620) angenommen hatte und damit eine konfessionelle Spaltung zwischen dem Herrscherhaus und der evangelisch-lutherischen Bevölkerungsmehrheit vollzogen hatte. Sein Doppelname Friedrich Wilhelm war eine Neuerung in der Geschichte des Hauses Hohenzollern und wurde gewählt, um das Band zwischen Berlin (Wilhelm war der zweite Name des Vaters) und seinem calvinistischen Onkel Friedrich V. von der Pfalz (als Friedrich I. von 1619 bis 1620 *Winterkönig* von Böhmen) symbolisch auszudrücken. Der Brandenburger bekräftigte seinen Glauben, als er 1646 Luise Henriette heiratete, die 19jährige Tochter des souveränen Fürsten von Oranien und Statthalters von Holland, Zeeland, Utrecht, Guelders und Overijssel. Als in Frankreich das Edikt von Nantes aufgehoben wurde, verkündete er 1685 das Edikt von Potsdam und bot seinen wegen ihrer Religion verfolgten protestantischen Glaubensgenossen, den Hugenotten, freie und sichere Niederlassung in Brandenburg-Preußen. Wegen der „*harten Verfolgungen und rigoureusen proceduren/womit man eine zeithero in dem Königreich Franckreich wider Unsere der Evangelische-Reformierten Religion zugethane Glaubens-Genossen*“*verfährt*, offerieren wir, „*eine sichere und freye retraite in alle Unsere Lande und Provinzien*“.¹³ Tausende Hugenotten nahmen die Zusage einer freien und sicheren Niederlassung an, zumal den Flüchtlingen großzügige Privilegien gewährt wurden, wie Befreiung von Steuern und Zöllen, Subventionen für Unternehmen sowie Bezahlung der Pfarrer.

Friedrich Wilhelms Denkmal vor dem Charlottenburger Schloss zeigt ihn als Imperator über seine Feinde. Das Denkmal ist großartig, aber historisch „falsch bis zur Lächerlichkeit.“¹⁴ Der Kurfürst war kein Triumphator. Seine Feinde oder seine Verbündeten, im Westen Frankreich und die Niederlande, Schweden und Polen im Osten, waren stets stärker. Friedrich Wilhelm hat „Großmachtpolitik getrieben, ohne wirkliche Macht.“¹⁵ Er hatte eine Flotte und eine afrikanische Kolonie. Er wollte Landmacht und Seemacht zugleich sein. Aber bei seiner Außenpolitik ist nichts herausgekommen. Nach dem Sieg bei Fehrbellin (1675) über die Schweden kam für den Brandenburger die Bezeichnung „Der Große Kurfürst“ auf. War es Respekt oder Ironie? Was ist schon ein „Großer Kurfürst“ zu einem König von Frankreich oder einem Kaiser?

Nach außen wie nach innen hat er große Anstrengungen gemacht, aus seinen Besitzungen einen Staat zu machen. Wirklich realisiert hat er ein stehendes Herr mit 28.000 Mann bei seinem Tode. Und Steuerhoheit, die er brauchte, um die Soldaten zu bezahlen. Der Große Kurfürst war weder von einer Vision der Modernisierung getrieben, noch wollte er seinen Staat vereinheitlichen oder zentralisieren.¹⁶ Im Gegenteil; nach seinem Tode sollte seine Herrschaft unter mehreren Nachkommen aufgeteilt werden. Hätte sich der Erbe und Nachfolger daran gehalten, dann wäre Brandenburg-Preußen nicht in den Rang einer europäischen Großmacht aufgestiegen und sein Sohn, Friedrich III. von Brandenburg, nicht als Friedrich I. König in Preußen geworden.

1) Stadtbuch von Dinslaken. Bearbeitet von Anneliese Triller. Neustadt/Aisch 1959. S. 127

2) Ebd. S. 127

3) https://de.wikipedia.org/wiki/Luise_Henriette_von_Oranien 28.01.2020. 19.00 Uhr

4) Friso Wilenga. Geschichte der Niederlande. Ditzingen 2018. S. 178

5) Georg Mölich u. a. Rheinland, Westfalen und Preußen. Eine Beziehungsgeschichte. Münster 2011. S. 28

6) Ebd. S. 30

7) Christopher Clark. Von Zeit und Macht. München 2018. S. 41

8) Sebastian Haffner. Preußen ohne Legende. Hamburg 1979. S. 49

9) Clark. S. 39

10) Stadtbuch. S.127

11) Alle Zitate zwischen 10) bis einschl. 11); Stadtbuch. S. 127

12) Ebd. S. 131

13) <https://www.potsdamer-toleranzedikt.de> 28.01.2020. 19.00 Uhr

14) Haffner. S. 50

15) Ebd. S. 50

16) Vgl. Clark. S. 77